

The background of the cover is a vibrant illustration of a mountain landscape. In the foreground, a woman with blonde hair, wearing a pink beanie, a blue jacket, and brown boots, is kneeling on a rocky ledge. She is holding a sketchbook and a pen, appearing to be drawing the scene. A large brown backpack is slung over her shoulder. To her left, a white van is parked on a rocky outcrop. The middle ground features a bright turquoise lake surrounded by dense green forests. In the background, majestic brown mountains with patches of snow rise against a blue sky with light clouds.

SARA BARNARD

DIE BESTE ZEIT IST
AM ENDE DER WELT



ROMAN

HIER & JETZT

Im Flugzeug

»Boarding completed.«

Es ist so weit. Jetzt oder nie. Ich starre den Senden-Button auf meinem Handydisplay an. Letzte Chance, ihn zu drücken.

So kurz vor diesem finalen Schritt, diesem winzigen Glied in der Kette von Ereignissen, die mich hierhergeführt haben, schnellt mein ohnehin bereits rasender Puls noch weiter in die Höhe.

Fast gegen meinen Willen wische ich doch noch einmal nach unten. Mein Blick huscht zum Anfang der E-Mail, an der ich schon herumfeile, seit ich das Haus verlassen habe. Und während ich den Bus genommen, die Sicherheitskontrollen passiert, das Flugzeug bestiegen, meinen Platz gefunden und mich angeschnallt habe.

Liebe Mum, lieber Dad,
bitte flippt jetzt nicht völlig aus (wahrscheinlich bringt es nichts, euch das zu schreiben, aber glaubt mir, es ist zwecklos. Wenn ihr das hier lest, bin ich längst in der Luft. Dad, du sagst doch selbst immer, wie ungefährlich Fliegen ist. Also braucht ihr euch überhaupt keine Sorgen zu machen, gerade bin ich so sicher wie noch nie).

Ich tue das, weil ich MUSS. Ich muss einfach weg. Ich habe versucht, euch klarzumachen, dass mich hier nichts mehr hält, aber ihr wolltet nicht zuhören. Tja, jetzt bleibt euch wohl nichts anderes übrig. Ich befinde mich nämlich gerade auf dem Flug BA037 von Gatwick nach Vancouver. Ihr könnt ihn sogar nachverfolgen. Ich will euch nicht anlügen oder etwas vorenthalten, deshalb teile ich euch ganz offen mit, wo ich bin. Ich musste wirklich dringend raus, also habe ich mich auf den Weg gemacht. Und wenn ihr in der letzten Zeit irgendwas mitgekriegt habt, dann wisst ihr auch, warum.

Ich rufe euch an, sobald ich gelandet bin.

Ich hab euch lieb!

P.

PS: Dad, es tut mir leid, dass ich deine Kreditkarte benutzt habe.

PPS: Ich zahle es dir zurück.

Der Pilot plaudert fröhlich über unsere voraussichtliche Flugzeit, den strahlenden Sonnenschein in Vancouver und über »ein paar kleine Ruckler«, die vermutlich über Grönland auf uns zukommen werden. Dann bittet er uns, alle elektronischen Geräte in den Flugmodus zu versetzen.

Ich schlucke. Und ergänze ein »sehr« vor lieb.

Senden.

Na bitte, es ist vollbracht. Ich stelle mein Handy auf Flugmodus, lehne mich im Sitz zurück und beobachte, wie das Terminal langsam an uns vorbeizieht, während wir zur

Startbahn rollen. In ein paar Minuten bin ich wirklich da oben. England wird unter mir zurückfallen, immer kleiner und kleiner werden und in immer größere Ferne rücken, und all meine Probleme und mein Schmerz, meine Fehler und mein Bedauern gleich mit. Das nächste Mal, wenn ich diesen Boden betrete – und wer weiß, wann das passiert –, werde ich eine andere sein. Nicht direkt ein neuer Mensch, aber vielleicht die, die ich schon immer hätte sein sollen.

Jetzt haben wir die Landebahn erreicht. Die Triebwerke dröhnen, das Flugzeug nimmt Fahrt auf. Neben mir flüstert eine Frau im grünen jumpsuit: »Es geht los!«

Ich schließe die Augen. Und endlich breitet sich ein Lächeln auf meinem Gesicht aus.

Los geht's.

WAS ZUVOR GESCHAH

aka

WARUM ICH ALLE ZELTE ABGEBROCHEN UND
MIT MEINEM ALTEN LEBEN ABGESCHLOSSEN
HABE, OBWOHL ICH ERST SIEBZEHN BIN UND
MEINE ELTERN MICH ZIEMLICH SICHER
UMBRINGEN WERDEN

aka

ALS ICH NOCH DACHTE, DASS SICH ALLES ZUM
GUTEN WENDEN KÖNNTE

Der erste Tag auf dem College. Der erste Tag meines neuen Lebens! Ein neues Ich, in neuen Klamotten (Skinny-Jeans, weißes T-Shirt und eine Gänseblümchenkette. Klassisch, schlicht und nicht an eine bestimmte Persönlichkeit gebunden, denn ich musste ja erst mal herausfinden, wer ich am besten sein sollte). In erster Linie aber ein Ich mit einer neuen Einstellung. Welche Einstellung? Positiv. Ich, auch bekannt als Peyton King, frischgebackene Zwölfklässlerin und die Neue, die es nicht erwarten konnte, Freunde zu finden, war bereit.

Ich war *so was* von bereit. Wen interessierte schon, dass ich eigentlich gar nicht auf ein Wirtschaftscollage gehen und vor allem nicht das lernen wollte, was meine Eltern für rich-

tig hielten, statt zu tun, was ich mir selbst wünschte – und was sich im Prinzip mit dem Wort »Kunst« zusammenfassen ließ. Ich war trotzdem bereit. Alles andere war sowieso egal. Ich hatte ein Ziel, und *nur* dieses Ziel: Freunde finden. Echte, treue, Geheimnisse anvertrauende, WhatsApp-Gruppen teilende, zusammen im Park chillende Freunde.

Das, was an meiner alten Schule passiert war, war bloß ein Fliegenschiss gewesen. Auch wenn dieser Fliegenschiss fünf Jahre Hölle bedeutet hatte. Ja, keine Freunde zu haben, fühlt sich an, als würde einem die Seele ausgesaugt. Ja, es hat mich fast völlig kaputt gemacht. Und ja, das grausame Mobbing hat mich vermutlich nachhaltig traumatisiert und wird mich bis ins Erwachsenenleben verfolgen.

Aber – das ist vorbei! Schnee von gestern. Neuanfang, neue Peyton.

»Herzlich willkommen!« Eine lächelnde Frau saß an einem der Info-Tische im Eingangsbereich.

»Hi!«, antwortete ich. *Genau so, Peyton, zeig Begeisterung.* »Ich bin Peyton King!«

Die Frau nickte, sah hinunter auf die Liste vor sich, entdeckte meinen Namen und strich ihn durch. »Das hier sind deine Willkommensunterlagen.« Sie reichte mir einen Stapel Papiere. »Ein Geländeplan, die Öffnungszeiten der Mensa und so weiter. Die Einführungsveranstaltung findet um 09:00 Uhr in der Aula statt. Hast du vorher noch irgendwelche Fragen?«

Wie finde ich Freunde? Werden die anderen mich mögen? Warum mochte mich früher niemand? Sehe ich okay aus? Wie ist meine Frisur? Tue ich das Richtige? Werden die anderen mich mögen?!

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, dankel«

(Kann man von der eigenen Hoffnung und Vorfreude high werden? Falls ja, dann war ich das definitiv. Das hörte man allein schon an meinem Tonfall.)

Auf dem Weg zur Einführung befürchtete ich, dass wir diese schrecklichen Kennenlernspiele spielen würden. Und gleichzeitig hoffte ich auch ein bisschen darauf, dass es tatsächlich damit losgehen würde. Sie waren zwar todespeinlich, aber meist funktionierten sie ja.

Allerdings war ich mir nicht sicher, ob man das hier überhaupt für nötig hielt. Auch wenn die Gebäude des Wirtschaftscollages größtenteils auf einem eigenen Gelände standen, so gehörte es doch offiziell zur Eastridge Highschool, die die Mehrheit der Schülerinnen und Schüler bis zum Abschluss der elften Klasse besucht hatte. Noch dazu gab es zwei Partnerschulen, von denen auch viele kamen. Ein kleiner Rest war von ganz woanders, so wie ich. Das war also mein neues Leben – endlich. Ich war raus aus dieser Hölle, die die Claridge Academy für mich gewesen war, weit weg von allen, die mich je gemobbt hatten, und von denen, die es zugelassen hatten. Ich war frei und konnte neu anfangen.

Am Tag zuvor war ich bei der Friseurin meiner Mutter gewesen. Ich hatte ihr genau gesagt, was ich wollte – sympathisch, aber nicht zu auffällig, nichts zu Bemühtes, nichts, was zu sehr schrie: Schaut mich an! Daraufhin hatte sie meine straßenköterblonden Wellen in einen sattbraunen Long-Bob mit kupferfarbenen Strähnen verwandelt, der gerade auf meine Schultern hinabfiel. Perfekt. Ich hatte den ganzen Sommer über geübt, mir die Haare zu glätten, und jetzt hatte ich die passende Frisur dafür.

Seht ihr, wie bereit ich war? So was von.

Die Einführung war etwas seltsam. Alle versammelten sich in der Aula, um der Willkommensansprache – oder vielmehr der Willkommenspredigt – des Oberstufenkoordinators, Mr Kirby, zu lauschen, der sehr wenig lächelte. Danach wurden wir in Kleingruppen eingeteilt und über den Campus geführt. Ich war in einer Gruppe mit zwei anderen Mädchen, die nur miteinander tuschelten und mich kaum beachtetten, und mit drei Jungs, die überhaupt nichts sagten. Kein besonders guter Start.

»Von welcher Schule kommst du?«, fragte ich eines der Mädchen, als wir nach dem Rundgang zurück in die Aula gebracht wurden. Ich war wild entschlossen, diese erste Gelegenheit nicht verstreichen zu lassen, ohne es wenigstens versucht zu haben.

»Eastridge«, antwortete sie. Eine besitzergreifende Geste schloss ihre Freundin mit ein. »Und du?«

»Von der Claridge. Academy.«

Sie runzelte die Stirn. »Wieso bist du dann nicht dort in die Oberstufe gegangen?«

Ich sagte nicht, *weil ich da keine Freunde habe, und wenn ich hier auch keine finde, gehe ich elendiglich zugrunde*, sondern: »Weil das ein Scheißladen ist.« Was mich betraf, entsprach das absolut der Wahrheit.

Aber es kam falsch rüber, zu laut, zu vehement. In meinen Ohren klang es viel zu übertrieben und das wollte ich doch eigentlich um jeden Preis vermeiden. Ich lächelte, aber auch das fühlte sich nicht richtig an. Ich konnte spüren, wie mir die Röte den Hals hinaufkroch. Ein einziges Gespräch und ich hatte es schon vergeigt.

»Tja, die Eastridge ist ganz okay«, meinte das Mädchen und zuckte mit den Schultern.

»Das ist jetzt nicht mehr die Eastridge«, wurde sie von ihrer Freundin erinnert, »sondern das College. Das ist was völlig anderes.«

»Ich versuche hier, nett zu sein.« Das erste Mädchen verzog das Gesicht. »Ihr Mut zu machen und so.«

Die andere verdrehte die Augen, was nicht besonders freundlich wirkte. Aber sie fragte mich: »In welcher Aufnahmegruppe bist du?«

Hoffnungsvoll blickte ich auf mein Anmeldeformular. »S6.«

»Tja, wir sind beide in S2.« Sie zuckte mit den Achseln. Dieses Achselzucken sagte: *Sorry, wir werden leider keine Freunde. Ciao.*

»Okay«, antwortete ich.

»Wir müssen auch langsam los«, meinte die Erste wieder. »Zur Anmeldung.«

»Okay.« Ich wiederholte mich, aber was sollte ich sonst tun?

Halb hatte ich gehofft, sie würden mich vielleicht fragen, ob ich mit ihnen zu Mittag essen wollte, aber nichts da. Bloß ein peinlich berührtes Lächeln und dann zogen sie zusammen davon.

Keine Panik, alles in Ordnung. Das war meine erste soziale Interaktion und ich hatte weder angefangen zu heulen noch mich völlig blamiert. Man könnte es als eine Art Testlauf betrachten. Schließlich konnte ich ja nicht erwarten, dass jedes kurze Gespräch gleich zu lebenslanger Freundschaft führen würde. *Schön optimistisch bleiben.*

Auf einer Bank in der Sonne aß ich mein mitgebrachtes Pausenbrot und zeichnete mit der freien Hand vor mich hin. Ich stellte mir meine Zukunft vor, den Schulabschluss, mit Hut und Talar, umringt von Freunden, die mich breit anlächelten. Das war alles, was ich vom Leben wollte. Nicht Hut und Talar, die waren mir eigentlich ziemlich egal – aber Freunde. Eine beste Freundin, die Art, von der man in Büchern liest. In den Geschichten, die ich liebte, denen über stinknormale Mädchen wie mich, hatten alle beste Freundinnen, oft sogar mehrere. Ganze Horden davon. Obwohl sie mir manchmal das Gefühl gaben, sehr allein zu sein, in meiner eigenen, freundinnenlosen Realität, las ich sie trotzdem weiter. Ja, ich verschlang sie regelrecht, um zu lernen, was eine gute beste Freundin ausmachte, damit ich vorbereitet war, wenn es eines Tages – endlich – so weit wäre.

Okay, bringen wir es hinter uns. Ich weiß, was ihr wissen wollt. Ihr wollt wissen, warum ich so besessen davon war, Freunde zu finden. Wie ich die letzten Jahre überhaupt ohne überlebt hatte. Ihr fragt euch, wie ich jahrelang zur Schule gehen konnte, ohne Freundschaften zu schließen. Ihr denkt, *du musst doch Freunde haben. Jeder hat Freunde.* Oder vielleicht glaubt ihr, dass ich bestimmt mal welche hatte, sie aber durch irgendeine schlimme Tat vergrault habe. Und jetzt seid ihr neugierig, was das gewesen sein könnte.

Zuerst lasst mich euch eins sagen: Es stimmt. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt keine Freunde. Und ich hatte auch davor nie welche. Keine Menschen, die ich mochte und deren Gesellschaft ich mir ausgesucht hatte und die andererseits mich mochten und die sich meine Gesellschaft ausgesucht

hatten. Keine Leute, mit denen ich samstags chillen, Ausflüge planen oder über WhatsApp quatschen konnte. Keine Leute, die mich auf Fotos bei Instagram markierten oder mir Freundschaftsarmbändchen knüpften.

Und zweitens: Es gab keinen großen Zwischenfall, der mich freudelos gemacht hat. Ich werde jetzt auch nichts so Dramatisches sagen wie: Alle haben mich gehasst. Denn das stimmt nicht. Auf irgendeine komische Art denke ich manchmal, dass es einfacher gewesen wäre, hätten sie es getan. Ich wurde nicht gehasst, ich wurde gehetzt. Wie bei der Fuchsjagd. (Die Jäger hassen den Fuchs nicht. Das Ganze ist für sie bloß ein Sport.) Ich wurde gehänselt, ausgelacht, ignoriert. Ab und an toleriert, öfter jedoch für einen blöden Scherz auf meine Kosten missbraucht.

Jetzt fragt ihr euch: *Aber warum? Was hast du getan?* Ihr versucht euch vorzustellen, *was* an mir so furchtbar ist, dass es mich zum Mobbingopfer gemacht hat. Vielleicht denkt ihr an Leute, die ihr kennt oder kanntet, die auch gemobbt wurden, und ihr vergleicht mich mit ihnen. Hört auf damit. Lasst sie in Ruhe. Haben sie nicht genug gelitten, ohne dass ihr sie als Messlatte dafür nutzt, wer es verdient, eine Zielscheibe zu sein?

Drittens möchte ich euch gern begreiflich machen, warum ich die fünf Jahre an meiner alten Schule, der Claridge Academy, allein und komplett ohne Freunde verbracht habe. Vertraut mir, darüber habe ich sehr viel nachgedacht (sehr viel!). Ich habe versucht, eine Art Erklärung zu finden, die Sinn ergibt. Denn ich verstehe schon, es klingt total komisch. Mindestens eine Freundin muss es doch gegeben haben, nur eine? *Keine Freunde? Jemals?*

Tja, ich hatte über die Jahre eine Handvoll Fast-Freunde, übergangsweise. Da war Sophie in der Siebten, die in einem anderen Leben meine beste Freundin geworden und geblieben wäre, mich aber schon sehr früh hat fallen lassen, ungefähr zur Zeit des Kuchenverkauf-Vorfalles – dazu kommen wir noch –, und die die nächsten fünf Jahre damit zubrachte, mich gründlich zu ignorieren. Ich kann es ihr kaum verübeln. Wären unsere Rollen vertauscht gewesen, hätte ich vermutlich auch versucht, meine Haut zu retten.

Zusammen mit Mädchen aus anderen Klassen und Jahrgängen war ich in der Netball-Mannschaft und die meisten von ihnen waren freundlich zu mir. Selbst die paar Mädels aus meiner Klasse ließen mich in Ruhe, wenn wir im Netball-Modus waren, als wäre das eine akzeptierte Schutzzone. Und Imi, die Abwehrspielerin aus meinem Jahrgang, die normalerweise kein Wort mit mir sprach, lud mich nach den Auswärtsspielen manchmal ein, mit ihr und ihrer Mum zu *McDonald's* zu gehen. Immerhin.

Abgesehen davon waren da noch ein paar andere Leute, die mein Leben gerade so erträglich machten. Schwache Berührungspunkte mit alltäglichem Glück, oder zumindest mit der Normalität, die mich davon abhielten, völlig den Mut zu verlieren.

Es gab die Bibliothek, einen ruhigen und sicheren Zufluchtsort in der Mittagspause, und die Bibliothekarin, Ms Randall. Sie kannte meinen Namen und redete mit mir darüber, was ich las, als interessierte sie sich für meine Meinung. Ab der Neunten gab es außerdem den Kunsttrakt, mit den weißen Wänden und dem Geruch nach Leinöl. Und Mr Clayton, der mir immer zulächelte, als wüsste er, wie

ich mich fühlte. Einmal nahm er mich nach dem Unterricht diskret beiseite, um mir zu sagen, dass das Atelier in den Pausen für Schüler offen stand. Dort versammelte sich eine kleine Gruppe von Außenseitern, um zu werkeln und zu zeichnen. Alle unterschiedlich, alle aus verschiedenen Jahrgängen. Wir sprachen kaum miteinander – schon gar nicht außerhalb unseres Mittagspausenexils – und waren doch froh, nicht allein zu sein.

Und das war es so ziemlich, in all den Jahren, die ich auf die Claridge ging. Ihr fragt euch bestimmt, wie man die Schulzeit ohne einen einzigen Freund übersteht. Die Antwort ist: genau so, wie man ohne Regenschirm durch einen Schauer läuft. Kopf einziehen, Schultern hoch, so schnell wie möglich.

Jetzt wisst ihr aber immer noch nicht, warum. Und dabei interessiert euch doch genau das. Wie gesagt, es gab keinen dramatischen Zwischenfall – es gab eher mehrere kleine Zwischenfälle. Eine Art Schneeballeffekt von Niemand-mag-Peyton-King. Ich werde ein paar davon beschreiben, damit ihr versteht, was ich meine. Fangen wir beim Anfang an.

An der Claridge Academy hatten wir eine Uniform mit einem Blazer, von dem es hieß, er sei unisex. An meinem ersten Tag in der siebten Klasse trug ich diesen Blazer, genau wie einige andere Schülerinnen in der neu zusammengewürfelten Klasse. Eine nach der anderen bemerkte aber, dass es megauncool war, als Mädchen mit diesem Blazer herumzulaufen, und irgendwann zogen sie ihn alle aus. Ich hatte das Pech, es als Letzte mitzukriegen, die Letzte zu sein, die den Blazer noch anhatte und die sich den Kommentar

»Warum *trägst* du das da?« von Amber Monroe einfing. (Amber spielt übrigens eine große Rolle in diesen Anekdoten. Am gleichen Tag hat sie mich nach meinem Namen gefragt, und als ich »Peyton« antwortete, verzog sie das Gesicht. Sie fragte »Wieso *das* denn?«, mit solcher Abscheu, dass ich mich für meine bloße Existenz entschuldigen wollte.)

Immer noch siebte Klasse. Ein Kuchenverkauf. Eins dieser Ereignisse, die einem irre wichtig waren, obwohl man nur Gebäck in der Schulmensa verkauft hat, für zwanzig Cent das Stück. Alle mussten Kuchen und Kekse für den Verkauf mitbringen und ich hatte eine große Dose voller Schmetterlings-Cupcakes mit Salzkaramell-Topping gebacken, fluffig und cremig und einfach zum Anbeißen. Ein paar von uns waren gerade dabei, die Leckereien auf dem Tisch auszuliegen, als Amber Monroe sagte – und ich erinnere mich genau an ihren beiläufigen Tonfall, halb scherzhaft, als wäre das ein Witz, über den wir gemeinsam lachen könnten –: »Ich hab gehört, du hast deine Muffins vergiftet, King.«

Hätte ich damals die Schlagfertigkeit und das Selbstvertrauen meines heutigen Ichs besessen, hätte ich darüber gelacht. »Ach was, ich habe nur ein bisschen Gras beige-mischt«, hätte ich erwidern sollen. Das wäre super angekommen. Die Art ironische Bemerkung, die einen in dem Alter lustig *und* cool wirken lässt. Aber das war mir nicht eingefallen. Stattdessen war ich knallrot angelaufen und hatte mit weinerlicher Piepsstimme (zumindest hört sie sich in meiner Erinnerung so an) gestottert: »N...nein, nein!! D...das habe ich nicht!« Und dann meldete sich hinter mir

Mo Jafari zu Wort, lässig und gedehnt: »Klingt irgendwie, als hättest du's doch getan.«

Offenbar sprach sich das herum. Niemand kaufte, geschweige denn aß einen meiner hübschen Cupcakes. Noch dazu fanden sie es alle superlustig. Besonders, als ich in Tränen ausbrach.

Achte Klasse. Ein Sexualkunde-Workshop mit einer externen Leiterin, die mit uns über gesunde Beziehungen reden wollte. Sie schlug vor – fröhlich und nichts ahnend –, dass wir uns alle in kleinen Grüppchen mit unseren Freunden und Freundinnen zusammensetzen sollten. Mir rutschte das Herz in die Hose und ich sah zu, wie alle anderen unbekümmert umherliefen und sich in klar definierten Kleingruppchen zusammenfanden. Übrig blieb ich. Mein Gesicht brannte und mir stiegen Tränen in die Augen. Krampfhaft starrte ich zu Boden. Ich hatte meinen Platz nicht verlassen und hoffte, niemand würde es bemerken. Vermutlich wäre die Workshopleiterin so barmherzig gewesen, mich unsichtbar bleiben zu lassen, da ich es so offensichtlich wollte. Aber da tönte schon Amber Monroes selbstbewusste Stimme durch den ganzen Raum: »O Gott, Peyton, hast du echt *überhaupt* keine Freunde?« Sie klang so entsetzt. Auf übertriebene Weise, theatralisch, aber trotzdem entsetzt. Als wäre die Tatsache, keine Freunde zu haben, so furchtbar, dass selbst sie fast Mitleid bekam. »O mein Gott«, sagte sie ein zweites Mal, noch lauter, wahnsinnig laut. »Peyton King hat keine Freunde!« (Man könnte denken, das wäre eine dieser Sachen, die man irgendwann vergisst, über die man hinwegkommt. Aber glaubt mir: Dem

ist nicht so. Diesen Satz hätte man genauso gut in Stein meißeln können, so sehr hat er sich mir ins Gedächtnis gebrannt.)

Immer noch achte Klasse. Ich beschloss herauszufinden, warum die Leute mich nicht mochten, damit ich an dem Problem arbeiten und es beheben konnte. Dafür schrieb ich einem von den netteren Mädchen eine Nachricht. Kerry Bridges erledigte stets ihre Hausaufgaben, hatte immer schön gekämmte Haare und machte nie Ärger. Zwar hatte sie nie versucht, sich mit mir anzufreunden, aber sie war auch nie gemein zu mir gewesen. Die Nachricht war folgende: **Liebe Kerry, entschuldige, dass ich dir einfach so schreibe, aber ich hoffe, du kannst mir weiterhelfen. Wahrscheinlich ist dir aufgefallen, dass ich nicht viele Freunde habe und mich irgendwie keiner so richtig mag. Ich habe mich gefragt, ob du vielleicht weißt, woran das liegt, und ob du es mir verraten würdest, damit ich etwas verbessern kann! Wenn nicht, kein Problem! Aber danke fürs Lesen! ☺ Peyton**

(Möchtet ihr gerade aus Fremdscham für mein dreizehnjähriges Ich im Boden versinken? Jap, ich auch.)

Auf jeden Fall hat Kerry Bridges einen Screenshot dieser Nachricht an eine Freundin geschickt. Die ihn wiederum an zwei andere Freundinnen weitergeleitet hat. Die ihn auf Snapchat gepostet haben. Alle in meiner Stufe haben diese Nachricht gelesen. Womöglich sogar die ganze Schule. Wie sich herausgestellt hat, ist es schlimm, keine Freunde zu haben, aber noch schlimmer, wenn man versucht, etwas daran zu ändern. Ich hätte genauso gut auf die Bühne in der Aula

klettern und mich vor der kompletten Schule nackt ausziehen können. Rückblickend betrachtet wäre das für mein Image wahrscheinlich besser gewesen.

Immerhin schrieb mir Kerry nach diesem Zwischenfall einen Brief, in dem sie sich dafür entschuldigte, die Nachricht herumgezeigt zu haben. Sie beteuerte, sie habe nicht geahnt, was passieren würde, und es tue ihr leid. Sie klebte einen Smiley-Sticker darauf und schob den Brief durch den Türschlitz meines Schließfachs. Aber sie versuchte weder, sich mit mir anzufreunden, noch hielt sie andere davon ab, sich über mich lustig zu machen. Und sie hat mir nie verraten, warum mich niemand mochte. Vermutlich dachte sie zu dem Zeitpunkt, dass es mittlerweile selbst mir völlig klar sein musste.

Neunte Klasse. Mo Jafari fiel irgendwann auf, dass *P. King* ja wie Peking klingt – wie in Pekingente. Mit einem Mal war ich für den Rest der Zeit auf der Claridge nur noch »die Linte«, samt allem, was irgendwie im Entferntesten damit zu tun hatte – Entchen, Gummiente, Quak-Quak, Vogel, Entenarsch – um nur einige Beispiele zu nennen. Ein paar davon hören sich vielleicht an wie lieb gemeinte Spitznamen oder Späße unter Freunden. Tja, das waren sie nicht.

Zehnte Klasse. Zu der Zeit hatte ich die größte Mobbingwelle eigentlich überstanden und war nur noch die einsame Außenseiterin, mit der niemand redete. Das war nicht schön, aber allemal besser, als ständig die Zielscheibe zu sein. Doch dann sollte ein neues Bild in der Schulmensa aufgehängt werden und Mr Clayton entschied sich für eins von meinen. Ich

fühlte mich ziemlich geehrt, da normalerweise nämlich nur Kunstwerke von Elftklässlern ausgestellt wurden, meist Projekte für ihren Abschluss der Sekundarstufe I. Das Gemälde hatte ich während der Mittagspausen im Atelier angefertigt, meinem Zufluchtsort. Es war quasi meine eigene Version von van Goghs *Sternennacht*: unsere Stadt bei Dunkelheit, die Skyline klein (und grau und unscheinbar) unter einem riesigen, strahlenden Sternenhimmel. Mr Clayton zufolge war es »fantastisch«, ein Wort, das ich aus seinem Mund vorher noch nie gehört hatte. Während einer Versammlung in der Aula verkündete er, dass es aufgehängt werden würde, und die ganze Schule klatschte pflichtschuldig. Ich war unheimlich stolz und glücklich – selbst als Amber Monroe und alle aus ihrer Clique viel zu laut applaudierten, piffen und übertriebene Verbeugungen andeuteten.

Ganze dreieinhalb Tage hatte es dort gehangen, als man mich ins Büro des Oberstufenkoordinators rief, wo Mr Clayton mit tief gerunzelter Stirn auf mich wartete. Man habe mein Kunstwerk »entweicht« – das waren seine Worte. Vor der ersten Stunde hatte jemand mit Edding ENTENFOTZE quer über das Bild gekritzelt und daneben einen stümperhaften Penis samt Hoden gemalt. (Schon damals durchzuckte mich der Gedanke, dass eine Vulva ja wohl deutlich mehr Sinn ergeben hätte. Es sagte viel über diesen unbekannteren Schmierfinken aus, dass er nicht in der Lage war, eine zu zeichnen.) Mein Gemälde war unwiederbringlich zerstört und es brach mir das Herz.

Die ganze Klasse bekam deswegen eine Standpauke. Es war kein Geheimnis, dass ich eine Außenseiterin war, auch unter den Lehrern nicht, und selbst ihnen war bewusst,

dass man das Bild deshalb bekritzelt hatte. Unser Jahrgangleiter, Mr Karousi, behielt uns in der großen Pause drinnen, um den Schuldigen herauszufinden. Allen außer ihm war völlig klar, dass es Joe Hedge gewesen war. Und ich meine wirklich *allen*. Trotzdem sagte keiner auch nur einen Ton. Und ich saß da, in diesem Klassenzimmer, und lauschte dem Schweigen, mit dem sie ihn alle schützten – als hätte er es verdient. In mir loderte Wut auf – in meiner Brust, in meinen Händen, hinter meinen Augen. Er würde einfach so davonkommen. Er hatte etwas so Grausames getan – nicht bloß gemein, sondern richtig grausam – und es war ihnen egal.

Als Mr Karousi schon aufgeben wollte und uns mitteilte, wie enttäuscht er war, dass niemand die Verantwortung übernahm, meldete ich mich zu Wort: »Alle hier wissen, dass es Joe war.«

Kollektives, hörbares Nach-Luft-Schnappen. Joe drehte sich fassungslos zu mir um, Ambers Blick hätte töten können und Mr Karousi sah mich stirnrunzelnd an, als hätte ich mich gerade höchstpersönlich schuldig bekannt. Mo Jafari murmelte: »Krasse Scheiße, King.«

»Warum spricht es denn keiner aus?«, fragte ich. Inzwischen liefen mir die Tränen in Sturzbächen übers Gesicht. »Es war Joe.«

Joe, der sich nicht mal die Mühe machte, seine Tat zu leugnen, wurde für vier Tage der Schule verwiesen und durfte zwei Monate lang nicht am Fußballtraining teilnehmen. Zum ersten Mal musste jemand für das, was er mir angetan hatte, Konsequenzen tragen – und trotz allem war ich froh darüber.

Jedenfalls bis zum Sportunterricht in der darauffolgenden Woche. Langstreckenlauf. Ich joggte allein vor mich hin, wie immer in meine eigenen, tröstlichen Gedanken versunken, da rammte mich jemand von hinten. Als ich stolperte und fiel, zu erschrocken, um einen Laut von mir zu geben, wurde ich gepackt und von der Aschebahn gezerrt. Der Rasen musste frisch gemäht worden sein, denn in regelmäßigen Abständen türmten sich Grashaufen am Rand der Bahn. In einen davon wurde ich gestoßen, mit dem Gesicht voran. Ich bekam Gras in die Augen, in die Nase und in den Mund. Jemand presste meinen Kopf nach unten und flüsterte mir ins Ohr: »Na, wie redet es sich jetzt, Petze?«

Sie ließen mich da liegen. Schluchzend und spuckend wünschte ich ihnen Pest und Cholera an den Hals. Nachdem ich mich endlich aufgerappelt und es bis zur Ziellinie geschafft hatte, schnauzte mich Mr McGee auch noch an, weil ich so lange gebraucht hatte – er bemerkte dabei anscheinend weder die Grasflecken auf meinem Sportzeug noch die Halme in meinen Haaren oder die grünen Tränenspurten auf meinen dreckverschmierten Wangen –, und schickte mich dann in die Schlangengrube, die Umkleide. Dort angekommen, ignorierten Amber und ihr Hofstaat mich komplett, was ich in dem Moment als sehr gnädig empfand. Aber ebenso wenig beachteten mich die anderen Mädchen, die sich wahrscheinlich alle selbst für gute Menschen hielten und die sich gegenseitig in den Arm nahmen, wenn eine von ihnen weinte. Und das war die reinste Folter.